

Da kamen eines Tages drei Kaufleute zu mir und baten um ein vertrauliches Gespräch. Sie planten, mit einem Schiff nach Guinea zu fahren. Dort wollten sie Sklaven kaufen, die auf den Plantagen arbeiten sollten. Weil Sklavenhandel verboten war, musste das heimlich geschehen. Und weil ich ihnen erzählt hatte, dass ich schon in Guinea gewesen war und dort gute Geschäfte gemacht hatte, sollte ich als ihr Beauftragter die Leitung übernehmen. Als Lohn sollte ich gleich viele Sklaven bekommen wie jeder von ihnen, ohne dafür zu bezahlen. Ich überlegte nicht lange und nahm dieses verlockende Angebot freudig an.



Am 1. September 1659 stachen wir in See, auf den Tag genau acht Jahre nach meiner ersten Reise, die ich nur mit Gottes Hilfe überlebt hatte. Aber daran wollte ich nicht denken – obwohl ich es besser getan hätte und auf meiner Plantage geblieben wäre. Denn nach meinen bisherigen Erfahrungen hatte ich allen Grund anzunehmen, dass mich auf der Fahrt besondere Gefahren erwarteten. Doch meine Abenteuerlust war stärker als die Stimme der Vernunft.

Wir segelten bei gutem Wind zunächst an der brasilianischen Küste entlang nach Norden. Danach steuerten wir Richtung Nordosten aufs offene Meer hinaus und nahmen Kurs auf Afrika.

Nach einigen Tagen überfiel uns ein heftiger Orkan. Er wütete so entsetzlich, dass wir nichts tun konnten, als uns treiben zu lassen. Dabei verloren wir jegliche Orientierung und wussten nicht mehr, wo wir uns befanden. Zwölf Tage waren wir in der Gewalt des Orkans und keiner von uns glaubte, mit dem Leben davonzukommen.

Da rief in der Morgendämmerung einer der Männer: „Land in Sicht!“ Kaum waren wir aufs

Deck geeilt, stieß unser Schiff auf eine Sandbank. Weil es nun festsaß, schlugen die Wellen dermaßen über uns herein, dass wir fürchteten, das Schiff werde zerschellen. Drei Mann wurden über Bord gespült und vom Meer verschluckt. Wenn wir anderen unser Leben retten wollten, mussten wir das Schiff verlassen.

Als der Sturm etwas schwächer wurde, ließen wir unser einziges Rettungsboot zu Wasser und sprangen hinein. Voller Angst ruderten wir, um dem Meer zu entkommen und das rettende Ufer zu erreichen. Doch alle Hoffnung war vergebens: Eine berghohe Welle warf das Boot um und schleuderte uns ins Meer.

Verzweifelt wehrte ich mich gegen die Wassermassen und versuchte, Luft zu bekommen. Doch immer wieder brauste eine Welle über mich und wirbelte mich in die Tiefe. Bis eine besonders große mich packte und an den Strand spülte. Ich hatte gerade noch so viel Kraft, dass ich ein Stück kriechen konnte, damit die nächste Welle mich nicht wieder mit sich riss. Dann ließ ich mich völlig entkräftet fallen und blieb schwer atmend liegen.



Als ich mich ein wenig erholt hatte, empfand ich große Freude und dankte Gott für meine Rettung. Auf noch wackeligen Beinen ging ich ein paar Schritte und rief nach meinen Kameraden, erhielt aber keine Antwort. Sie waren alle ertrunken.

Schnell schlug meine Freude in Verzweiflung um: Ich war allein an einem unbekanntem Ort, hatte nichts zu essen und zu trinken und auch keine Waffen, um Wild zu schießen und mich zu verteidigen. Mir wurde klar, dass ich bestimmt verhungern oder von wilden Tieren zerrissen würde.

Mutlos und ohne Hoffnung trottete ich weg vom Strand und ein Stück landeinwärts. Dabei stieß ich auf eine klare Quelle und trank gierig. Verdursten musste ich hier also nicht.

Als es dunkel wurde, stieg ich auf einen Baum und suchte eine Stelle, von der ich nicht hinunterfallen konnte. Weil ich mich da oben vor wilden Tieren sicher fühlte, fiel ich völlig erschöpft in einen tiefen Schlaf.



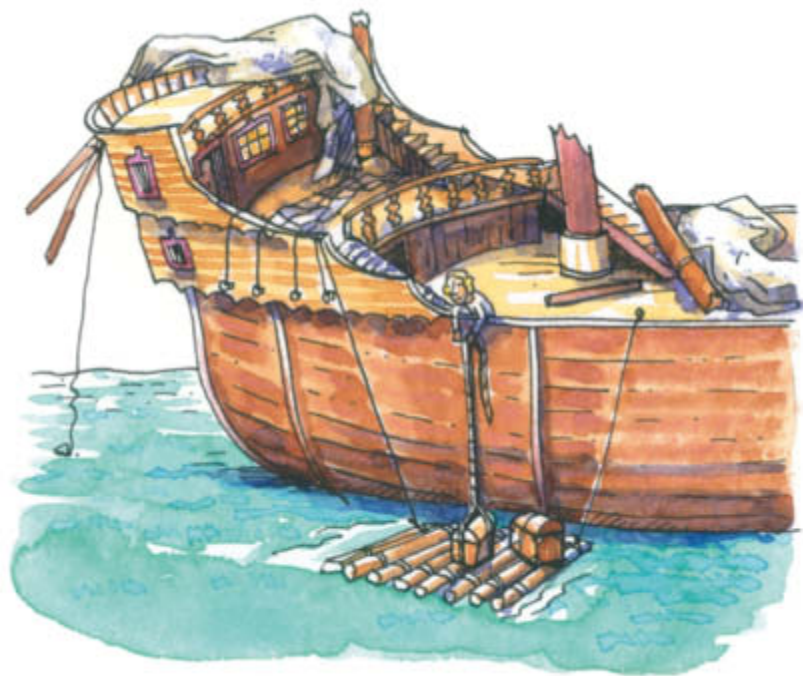
3. Allein

Als ich erwachte, war es heller Tag. Der Sturm hatte sich gelegt, die See tobte nicht mehr. Ich schaute mich um und sah zu meiner Überraschung unser Schiff. Welch eine Freude! Es war also nicht versunken. Die Flut hatte es von der Sandbank hochgehoben und näher ans Ufer getrieben. Ich wollte unbedingt an Bord, um zu sehen, was dort für mich noch brauchbar war.

Gegen Mittag setzte die Ebbe ein, sodass ich nahe an das Schiff heranwaten konnte. Das letzte Stück schwamm ich – doch wie sollte ich nun an Bord kommen? Die Schiffswände waren hoch und boten nichts, woran ich mich hätte festhalten können. Da entdeckte ich zum Glück ein herabhängendes Tau, an dem ich mit großer Mühe hochkletterte.

Oben ging ich geradewegs zur Vorratskammer. Zu meiner Freude sah ich, dass unsere Nahrung trocken war. Sofort stopfte ich Zwieback in meine Hosentaschen und aß davon, während ich das Schiff besichtigte.

Was mir jetzt fehlte, war ein Boot, um die Sachen an Land zu bringen, die ich brauchen konnte. Leider befand sich keines auf dem Schiff. Aber darüber zu jammern half mir nicht weiter. Also machte ich mich an die Arbeit und sägte gebrochene Masten, Stangen und Planken auf die richtige Länge. Dann band ich sie mit Stricken zu einem Floß zusammen, warf es über Bord und befestigte es mit einem Seil, damit es nicht abgetrieben würde.



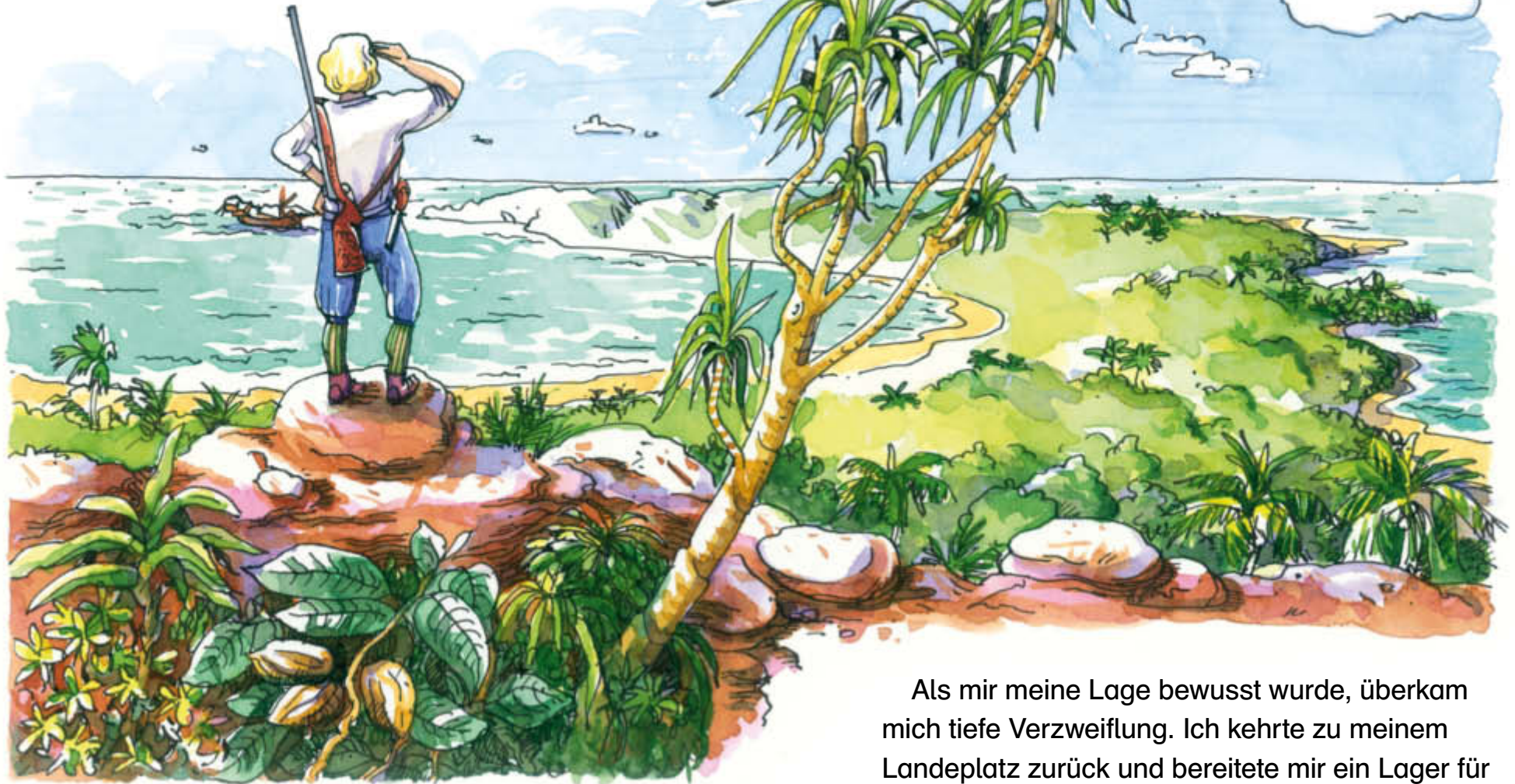
Danach füllte ich drei Seemannskisten mit Lebensmitteln, Kleidung, Waffen, Munition und trockenem Schießpulver. Zum Glück fand ich die Werkzeugkiste des Zimmermanns, die für mich wertvoller war als eine Schiffsladung Gold.

Nun hoffte ich, dass die See ruhig blieb und die steigende Flut mein Floß ans Ufer treiben würde. Mit einem Ruder versuchte ich, so gut wie möglich zu lenken. Doch der Wind trieb mich von meinem ersten Landeplatz ab und schließlich lief ich erleichtert in einer kleinen Bucht ein. Dort brachte ich meine Schätze erst einmal an Land.

Nachdem ich mich ausgeruht und gestärkt hatte, wollte ich die Umgebung auskundschaften. Noch wusste ich ja nicht, ob ich mich auf dem Festland oder auf einer Insel befand, ob diese Gegend von Menschen bewohnt war und ob es hier wilde Tiere gab.

Mit einer Flinte und einer Pistole bewaffnet machte ich mich auf den Weg. Der stieg bald an und führte auf einen kleinen Berg. Vom Gipfel aus sah ich zu meinem großen Kummer, wohin mich das Schicksal verschlagen hatte: Ich befand mich auf einer einsamen Insel. Nichts deutete

darauf hin, dass sie von Menschen bewohnt wurde. Vor Wilden brauchte ich also keine Angst zu haben, konnte allerdings auch keine menschliche Hilfe erwarten.



Als mir meine Lage bewusst wurde, überkam mich tiefe Verzweiflung. Ich kehrte zu meinem Landeplatz zurück und bereitete mir ein Lager für